Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 57 (1977-1978)
Heft: 7

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

DEMONSTRATION AN ORT

Zum zweiten Roman «Ninive» von Gertrud Leutenegger

Mit «*Vorabend*» hat die 1948 in Schwyz geborene Autorin Gertrud Leutenegger vor zwei Jahren einen Erstling vorgelegt, der in seiner poetischen Frische die Stimmung ihrer Generation traf: die Stimmung des Aufbruchs, der Zukunftsbereitschaft und Skepsis gegenüber ideologischen Programmen. Die Erzählerin durchwandert im Alleingang die Strassen und Plätze Zürichs, die anderntags zur Route eines Protestmarsches werden sollen, und dieses träumerische Herumvagabundieren verträgt sich schlecht mit dem gezielten Vorgehen von Demonstranten. Von Strasse zu Strasse, von Kapitel zu Kapitel nimmt die latente Opposition gegen alles Sloganhafte zu, und im wörtlichsten Sinn wird die Vorstellung unterwandert, dass sich gesellschaftliche Probleme auf einen Nenner und auf ein Spruchband bringen liessen. Ihr Rundgang wird zur inneren Demonstration für das Private, zunehmend kristallisiert sich die Subversivität des Individuums heraus, das sich nicht in einen Zug einordnen, nicht in Gleichschritt bringen lässt. Der Leser wird sensibilisiert für den «*Luftzug eines ungeplanten Protests*». Was die Autorin als Aushilfe in der Frauenabteilung einer Irrenanstalt oder als Ferienkind auf einem toskanischen Feudalbetrieb erlebte, erweist sich plötzlich als «relevanter» als Sprechchöre und Formeln agitatorischen Inhalts. Statt Parolen und Schlagworte «*ein kurzer präziser Moment offenen Träumens*»! Ein unersättlicher Gegenwartshunger durchzieht das ganze Buch, die Angst vor der Versklavung, Verdingung, Vermietung des Ichs. Sprachlich besticht der Roman nicht zuletzt durch seine «Anachronismen», durch das geschickte Ausbalancieren von Unschärfe und Präzision im Festhalten von Impressionen und Gefühlen, selbst da, wo die Grenze zum backfischhaft Sentimentalen gestreift wird. «*Fernweh*», ein Wort aus der Eichendorffschen Reiseromantik, braucht Gertrud Leutenegger nicht zu scheuen, weil ihre Kraft gross genug ist, diese Stimmung neu zu erleben.

«*Ninive*», das mit Spannung erwartete zweite Buch Gertrud Leuteneggers, ist von der Anlage und der sprachlichen Gestaltung her vergleichbar mit «Vorabend»; ja man muss sogar sagen: die Autorin hat zu wenig getan (in dieser kurzen Zeit zu wenig tun können), um sich von diesem Vergleich freizuschreiben, um das einhellig und bereitwillig gespendete Lob der Kritiker für den Erstling hinter sich zu lassen[1]. Man kann sich sowohl von negativen als auch von positiven Rezensionen zu sehr beeindrucken lassen; im zweiten Fall führt das meistens zu einer Forcierung des bestätigten Talents. Wie in «Vorabend» kommt es gleich zu Beginn des Buches, das aus acht Kapi-

teln besteht, eingespannt zwischen Prolog und Epilog, zu einer Konfrontation der «Masse» mit dem Einzelnen: die Erzählerin und ihr Jugendfreund Fabrizio kehren – sie aus dem Engadin, er aus Berlin – in ihren Heimatort zurück, weil den Zeitungen zu entnehmen war, dass ein Riesenwal von 55 Tonnen Gewicht und 23 Metern Länge auf dem grössten Eisenbahnwagen Europas ausgestellt werde. Sie treffen am Abend ein, als sich die schaulustige Menge langsam verliert, richten sich auf Sacktuchballen ein und sehen einer «*merkwürdigen Nachtwache*» entgegen. So weit die «*Ankündigung*» oder Exposition. Schon bald wird deutlich, dass die in Formalin konservierte Tierleiche nicht nur Rahmenmotiv ist, sondern als zentrales Symbol in Anspruch genommen wird. An Fabrizio schrieb das Mädchen: «*Wenn wir jetzt nicht aufbrechen, um das selbst zu sehen, was schon unsere Kindheit als gewaltiger und trüber Schatten ins Zwielicht zog, so tragen wir ein Stück Blindheit in die nächste Zeit.*» Kurz zuvor ist vom «*erblindeten Dasein*» die Rede; und beiläufig heisst es, die beiden sässen «*abwesend nebeneinander*», vor dem Wal im Glassarg, der vielleicht wieder zum Leben erweckt werden könne. Durch die Glaswände entsteht eine «*hauchdünne Verdoppelung des Sehens*», und «sehen» bedeutet hier nicht «begaffen» im Sinne der wundersüchtigen Menge, sondern «*uns selbst durchschaubar sein*», im Prozess einer metaphorischen Vivisektion, eines etappenweisen Eindringens in den zu einem urweltlichen Giganten gesteigerten Fisch. Die Rundgänge des Erinnerns, mit denen, ähnlich wie in «Vorabend», die autobiographische Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft erschlossen werden sollen, sind zugleich eine Expedition in das Darmlabyrinth, ein Vorstoss zum «*Herzinneren*» des Schauobjekts, wobei das 500 Kilogramm schwere Herz – paradoxerweise für die Konstruktion – in einem separaten Behälter ausgestellt wird. Schicht um Schicht der riesenhaften Verwesungsmasse wird abgetragen, und als einer der Kerne schält sich natürlich, wie vom Titel «Ninive» evoziert, die Geschichte oder besser die Metapher vom Propheten Jonas heraus, der sich der Berufung und dem Auftrag, der Sündenstadt zu predigen, widersetzte, bei einem Meeressturm von einem grossen Fisch verschlungen wurde und «drei Tage und drei Nächte» in seinem Bauch verbrachte, bis er von Gott erhört und an Land gespien wurde. Gertrud Leutenegger schreibt in Anlehnung an Jona 1 und 2: «*Er* (der Wal) *hing als Schatten über uns. Unsere Eltern, die von ihm verschluckt worden waren in den zwei Kriegen, die nur die Verdunkelung erlebt hatten, sie waren im Innern des Walbauchs gesessen, die meisten, nachtblind, ungerührt, sie hatten alles als Verhängnis betrachtet und dumpf gewartet, bis sie wieder ausgespien wurden.*» Dies ist, wenn auch etwas zu explizit stilisiert, die plausibelste Motivation für die stumme und nächtliche Sitzdemonstration der beiden jungen Menschen, die sich dem Schatten ihrer Zeit aussetzen wollen und sich auch vom Verwesungsgeruch nicht vertreiben lassen. Der Wal wird somit zu einem unverdauten Brokken ihrer Vergangenheit über Generationen hinweg. Fabrizio und das Mädchen erinnern sich an Episoden ihrer gemeinsamen Jugend in Schwyz, sie werfen «*Wundernetze*» aus, um den Glanz, die Intensität vergangener Kindheitstage einzufangen: Die erste Begegnung

an der Fasnacht, wo der Tintenfisch dem Schellenmädchen die verweinte Schminke abwischt und frisches Rot aufträgt; die von Fabrizio jäh gestoppte Rollschuhfahrt auf der Betonstrasse am Fluss; die Liebesszene in der blaugekalkten Schutzengelkapelle, durch deren türlose Öffnung das Schneegestöber dringt, «*Küsse wie flammengefütterte Schneeflocken, die in der Kühle gleich zu Eisdunst gefrieren*». In solchen Beschwörungen manifestiert sich die grosse Erzählbegabung von Gertrud Leutenegger, ihre nachtwandlerische Sicherheit im Erspüren der richtigen Gefühls- und Sprachnuance. «*O Winterzucker aus den Kindertagen.*» Der Satz brauchte nicht in Klammern zu stehen, denn das Staunen, das sich immer wieder durchsetzt gegen die monströse Gleichgültigkeit in unserer Welt, ist echt und unverbraucht, eine durchaus originale Fähigkeit zum Entzücken und Betroffensein. In einem Passus, der als Selbstporträt der Autorin gelesen werden kann, heisst es: «*Mein Verhältnis zu den Menschen ist ein masslos staunendes, ein ungeduldiges und zitterndes. Man wird mir das nicht ansehen.*» Aber es überträgt sich auf jeden, der sich dem Zauber dieser Prosa nicht verschliesst, der der «*Spur gereizter Trauer*» oder dem «*Verzückten bis in die Fingerspitzen hinaus*» zu folgen bereit ist.

Hingegen lässt die suggestive Wirkung nach, sobald bei Gertrud Leutenegger die «lyrischen Reflexionen» überhand nehmen, das heisst immer dann, wenn sie eine komplexe Empfindung oder Beobachtung, die intuitiv mit einem Satz oder gar Wort zu treffen wäre (und sie hat zur Genüge bewiesen, dass sie das kann!), auch kompliziert darzustellen versucht. Dann entstehen Formulierungen von geradezu komischer Umständlichkeit. Etwa: «*Jetzt erst erlischt auf den Gesichtern der fade Schein der organisierten Sonntagszerstreuung, und mit einem fast schüchternen Rot zieht die vergessene Freiheit darin ein.*» Kann man sich das noch vorstellen, «der fade Schein der organisierten Sonntagszerstreuung», oder darf man es sich nicht mehr vorstellen können? Wie sieht das schüchterne Rot einer vergessenen Freiheit aus? Oder: «*Wir haben dem Verlauf der Nacht den Wind aus den Segeln genommen.*» Nichts deutet in diesem Abschnitt, in dem unter anderem das wichtige Bekenntnis zu finden ist, dass die Autorin nie an das «*Fabulieren einer kontinuierlichen Entwicklung*» geglaubt habe, auf Komik, auf metaphorische Clownerie. Wenn aber der abstrakte «Verlauf» einer Nacht mit Hilfe einer darart abgegriffenen Wendung konkretisiert wird, ist das zum Lachen. Ein letztes Beispiel für das, was ich lyrische Reflexionen genannt habe, ein stimmungshaftes Operieren mit vagen Begriffen: «*Aber wie verloren und aufgelöst einer umfassenden Abwesenheit entgegentreibend wären wir ohne diesen Blick auf den Wal. Erst auf dem dunklen Untergrund seiner Grösse flimmern uns die Wundernetze unseres eigenen Daseins deutlicher entgegen. Wie lang sitzen Fabrizio und ich schon hier? Einmal dem Nachsinnen über die zufällig und unscheinbar auftretenden und doch so verführerischen Relationen unserer eigenen Geschichte überlassen, treten wir unmerklich hinaus aus der gewöhnlichen Zeit. Jede neue Verwandtschaft von Begebenheiten, die wir entdecken oder bezwingend erfinderisch zusammenfügen, nimmt uns ein wenig hinüber in den Ewigkeitsstrahl der Zusammenhänge.*»

Umfassende Abwesenheit, Relationen unserer eigenen Geschichte, Verwandtschaft von Begebenheiten, Ewigkeitsstrahl der Zusammenhänge: das ist nicht das Vokabular einer Erzählerin, die Bilder wie dasjenige von den flammengefütterten Schneeflocken zu finden vermag. Statt sprachlich zu vollziehen, was an manchen Stellen des Romans gelingt, nämlich «*Verwandtschaften*» zu entdecken und «*bezwingend erfinderisch zusammenzufügen*», wird der Vorgang hier nur diffus zerredet, so dass sich das Ganze anhört wie ein kühnes Votum im fakultativen Philosophieunterricht eines Mädchen-Internats. Diesen Ton hat Gertrud Leutenegger nicht nötig. Er stellt sich, und das ist wohl kein Zufall, sehr oft dann ein, wenn der Wal zu einer Allegorie aufmontiert werden soll. «*Der Verdauungsapparat des Wals ist eine Staatsmaschinerie monströser Grösse.*» Ich halte das Rahmenmotiv in der Beziehung für keine glückliche Erfindung, als es die Autorin immer wieder zu Spekulationen darüber verführt, was es alles bedeuten könnte, vom «*gefrässigen Maul des Profitprozesses*» bis zum «*Massen-Ich, das die brutalen Züge des Terrors trägt*». Gemeint sind die «*einhellig schreienden Münder*» 1943 im Berliner Sportpalast. An solchen Stellen wird erklärt, im Stil eines Deutschlehrers, was geschildert, erzählerisch abgewickelt werden müsste. «*Vielleicht kann eine ungewohnte Verknüpfung von Gegebenheiten mehr schokkieren als jede Utopie?*» Dies gilt, so meine ich, auch für den Umgang mit einer Tier-Allegorie: es genügt, den Wal eindrücklich zu zeigen, man darf es dem Leser überlassen, ihn zu deuten.

Hermann Burger

[1] Gertrud Leutenegger, Ninive, Roman, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1977.

AUSSER SAISON

Der neue Erzählungsband von Margrit Schriber[1]

Margrit Schriber ist in der Innerschweiz geboren und aufgewachsen; sie lebt und arbeitet heute im Kanton Aargau. Ihr erstes Buch (den Roman «Aussicht gerahmt») hat sie verhältnismässig spät geschrieben und veröffentlicht; es ist von der Kritik übereinstimmend gerühmt worden als ein Erstling ohne Züge des Anfängerhaften, auffallend durch stilistische Sicherheit und Bewusstheit.

Nun liegt, nach Jahresfrist, ihr zweites Buch vor, der Erzählungsband «Ausser Saison». Der Titel könnte nicht besser gewählt, nicht sprechender sein, er formuliert geradezu das Hauptthema. «Ausser Saison», das heisst ausserhalb des Geltenden, der Leistungsnormen, der Vergnügungsrituale befinden sich fast ausnahmslos die Hauptfiguren dieser Erzählungen: in Sanatorien, Armenhäusern, Altersheimen, im Abseits eines kapellenartigen Erkerzimmers, «hinter der Trennscheibe» (so der Titel einer Erzählung), die Randfiguren von Angepassten, Scheiternde von Erfolgreichen und Erfolgsuchenden trennt. Dabei werden unablässig die Aussenseiter kon-

frontiert mit dem Normalfall, mit den Repräsentanten des tätigen, tüchtigen und genussvollen Lebens und Mitmachens. Indem die Autorin Randfiguren beschreibt, bezieht sie zugleich deren Gegenfiguren, den Normalfall ein, lässt diesen sichtbar werden in seiner Reaktion auf die (unausgesprochenen) Bedürfnisse, ja auch nur auf die Existenz der Randfiguren: mit scheinbarem Gutmeinen, mit Gleichgültigkeit, mit verlogener Herzlichkeit und mit seufzendem Erledigen einer unangenehmen Pflicht, mit Hilflosigkeit auch und mit schlechtem Gewissen.

Randfiguren des Lebens hier, die Gleichgültigkeit der Gesellschaft dort – das Thema ist nicht neu. Um es zugespitzt zu sagen: der Aussenseiter ist geradezu ein Generalthema und Lieblingskind der gegenwärtigen Literatur; wer darüber schreibt, begibt sich keineswegs auf Neuland, wird vielmehr auf seinem Weg ganze Schuttmassen von festen Wendungen, Denkgewohnheiten finden – wobei bekanntlich auch die kritische Darstellung der Gesellschaft, das Progressive und Avantgardistische zum Klischee erstarren kann. An vereinzelten Stellen mögen sich auch bei Margrit Schriber Schatten des Schablonenhaften finden, sind die Umrisse vielleicht allzu deutlich gezogen. Ein Beispiel: In einer ihrer Kurzgeschichten beschreibt sie den allwöchentlichen Tee von drei kleinbürgerlich protzigen Damen, die sich den humanitären Luxus leisten, gelegentlich einen Einsamen einzuladen, diesmal die Frau eines Strafgefangenen. Die verlogene Wohltätigkeit wird gerade um eine Spur zu deutlich gezeigt, wenn eine der Damen dem Gast die Reihe der bisher Beglückten aufzählt: «Die erste Frau war invalid, die zweite hatte Bewährung, die dritte war armengenössig. Sie sind jetzt die vierte, liebe Frau Strüby.» Bliebe die Aufzählung unausgesprochen, wäre sie der Tafelrunde und dem Leser nicht weniger fühlbar und ungleich eindrücklicher.

Aber solche Stellen sind selten. Dass sie überhaupt auffallen, liegt daran, dass Margrit Schribers Schreibweise im ganzen so ungemein diszipliniert, bewusst und auch zurückhaltend ist. Schon ihr erster Roman war ja bemerkenswert vor allem durch den eigenwilligen und schon ganz ausgeformten Stil: beruhend auf genauer Beobachtung und strenger Gestaltung dieser Beobachtung, auf Distanz und Verzicht auf gefühlvolle Identifikation. Der Titel dieses ersten Buches ist übrigens ebenso bezeichnend wie derjenige des Erzählungsbandes; «Aussicht gerahmt» – das bezieht sich zunächst auf die Grundsituation der Erzählung, auf den Entschluss, die Welt konsequent vom festen Standort eines Hauses aus aufzunehmen und zu beschreiben, durch Glasfenster hindurch, von Rahmen eingefasst und dadurch vom Leibe gehalten –, aber es hat Geltung noch für «Ausser Saison». Freilich hat Margrit Schriber hier den festen Standort, die programmatische, fast etwas maniriert wirkende Abgeschiedenheit aufgegeben, sie ist dadurch ungleich freier, beweglicher, sieht ihre Figuren nicht nur von weitem, sondern aus unmittelbarer Nähe, kann sie wie mit einer beweglichen Kamera verfolgen. Und doch bleibt eine gewisse Distanz, bleibt die Haltung strenger Beobachtung, wie durch Glas, selbst dort, wo sie den Figuren ihre Stimme gibt, aus ihnen spricht.

Keine Sentimentalität, kein Verweilen in Gefühlen, keine bekenntnisfreudige Offenheit. Das wird man – angesichts einer neuerdings gerade bei weib-

lichen Autoren überbordenden Subjektivität und Bekenntnisfreude – ohne Zögern unter die Vorzüge des Buches einreihen. Es wäre auch ganz falsch, die Bewusstheit und Disziplin dieses Stilwillens dem Streben nach routinemässiger Perfektion zuzuschreiben. Viel eher ist hier eine Art von Schreibbesessenheit wirksam, eine kühle Leidenschaft. «So wie du dich in deiner Arbeit vergräbst, könnte man meinen, dein Leben hange davon ab», heisst es über eine fingierte Erzählerfigur; es könnte wohl auch für die Autorin selbst gelten. Es ist gerade in diesem Fall wichtig, dass die Entstehungsdaten der einzelnen Erzählungen angegeben sind: sie reichen von 1973–1977. In der knappen Zeitspanne zeigen sich Ansätze zu einer Entwicklung, welche die Autorin noch weit über das bisher Erreichte hinausführen dürfte. Zwar zeigt sich Margrit Schriber in keiner der veröffentlichten Erzählungen als Anfängerin, und die Entwicklung, die sich abzeichnet, besteht nicht in einer Verfeinerung der technischen Mittel, eher in zunehmender Lebendigkeit, gesteigerter Differenziertheit, stärkerer Präsenz des Ungesagten. Den Höhepunkt des Bandes stellt die 1976 entstandene umfangreiche Titelerzählung dar: die Geschichte eines Ferienaufenthaltes in der Zwischensaison, in einem Zufallsappartement – und zugleich der Recherche nach den Spuren eines fremden, dunklen Lebens. Dass diese Suche Erfolg hat, dass der Zufall fast allzu hilfreich Spuren und Dokumente in die Hand spielt und sich gegen Schluss die Umrisse der gesuchten Figur abzeichnen – einer Frau, die «alles hat», in unbestimmtem Suchen der Leere ihrer Umgebung entfliehen will und doch keinen Ausweg findet –, das mag im ersten Lesen fast enttäuschen. Aber Fakten und äussere Umstände lösen das Geheimnis dieser Frau nicht, sie umstellen es nur. Es ist erstaunlich, was Margrit Schriber in dieser Erzählung gelingt: mit präzisen, zugleich sehr unscheinbaren Worten hält sie die Oberfläche fest – Beobachtungen, Gespräche im Alltagsvokabular – und deutet damit auf Unausgesprochenes; sie erzählt flächig und erzielt eine starke Tiefenwirkung. Geheimnisvoll bleibt die Beziehung zwischen der ruhelosen Frau, die «alles hat», und dem Invaliden Flury (der stärksten Figur dieses Bandes), einem Mann, der nichts hat, weder Geld, noch Kontakte, noch Gesundheit, und der sich doch abfindet, nicht aufgibt, sich behauptet durch Humor. Man glaubt in dieser Erzählung die Autorin unterwegs zu sehen zu einer neuen Erzählweise, einer geduldigen, unauffälligen; sie hat es offensichtlich nicht mehr nötig, ihr Können zu zeigen, sie lässt es zurücktreten hinter den gezeigten Figuren und Situationen.

Elsbeth Pulver

[1] Margrit Schriber, Ausser Saison, Verlag Huber, Frauenfeld 1977.

MEIN STACHEL IST, DASS ICH HEISSEN MUSS

Zu Jürg Laederachs Roman «Im Verlauf einer langen Erinnerung[1]*»*

I.

«Der Leser liest meinen Text, und ich bin nicht zugegen, um ihm zu raten. Der Text muss alles enthalten, was zu seinem Verständnis notwendig ist. Nicht mehr. Ich will mit dem Leser keine Konversation treiben.» Wer sich vom Autor nicht gern allein gelassen fühlt, wird aus diesen Sätzen Laederachs (er äusserte sie anlässlich einer Umfrage) eine gewisse Leserfeindlichkeit herauslesen. *«Nicht mehr»* / *«Ich will ... keine Konversation treiben»* – derartige Formulierungen lassen in der Tat nicht schriftstellerisches Entgegenkommen erwarten. Dafür sind sie Ausdruck einer grimmigen Entschlossenheit, den Leser für mündig anzusehen, für autonom gegenüber dem Autor und ihm ebenbürtig. Er ist, im Hinblick auf das Werk, in die gleichen Rechte eingesetzt wie der Autor. Kann dieser den Leser letztlich auf unmissverständlichere Weise ernst nehmen? Nimmt er ihn nicht ernster als der Autor, der ihm nicht im selben Masse wie sich selber Zuständigkeit zutraut? Dass mit Laederach kein gutmütiger Autor die Literaturszene betrat, war schon beim Erscheinen seines ersten Buches, des Erzählbandes *«Einfall der Dämmerung»*, unverkennbar. Aber die Geschichtenform war in den meisten Texten jenes Bandes bis zu einem gewissen Grad Lesehilfe. Von der Romanform des zweiten Buches lässt sich das gerade nicht sagen. Nicht nur, dass Laederach sie als Ganzes aufhebt (das haben andere vor ihm getan, wenn auch kaum in dieser Kompromisslosigkeit) – die Aufhebung betrifft auch die einzelnen Elemente der Romanform: Personen, Schauplätze, Situationen, Handlung. Der Radikalität dieses Zertrümmerungsprozesses wird nur ein radikaler Leser standhalten: der eben beschriebene autonome, mündige, ebenbürtige Leser.

Ein solcher wird, auch wenn er nicht ein geneigter Leser sein mag, zumindest eingestehen, dass Laederachs zweites Buch in die sanfte Hügellandschaft der zurzeit gängigen (damit ist gemeint: gut gehenden, sich gut verkaufenden) Literatur einschlägt wie ein Meteorit: fremd, gewalttätig. Die Tränenschleier, die gegenwärtige Literatur oft einhüllen und so attraktiv kleiden, sind da nicht gewoben, wenn geweint werden darf, dann trockenen Auges (so verschwimmt nichts tröstlich vor dem Blick), kein süsser Schmerz bei Laederach, sondern ein kalter, Trauer ist bei ihm nicht ins warme Licht der Nostalgie gestellt, sondern wird in einem grellen, harten Scheinwerferlicht ausgeleuchtet, ein Folterlicht ist das, in dem es der neuen Empfindsamkeit ungemütlich würde und einzig geschärftes Bewusstsein Widerstandskräfte zu mobilisieren vermag. Bekömmliche Literatur ist *«Im Verlauf einer langen Erinnerung»* nicht. Hier erhebt ein Autor gegenüber der grassierenden Zu-, Ein- und Umgänglichkeit der Literatur die Unzugänglichkeit zum Prinzip, weil Erfahrungen und Einsichten, die zugänglich gemacht werden, sich zu rasch abbrauchen, einspielen, leicht einzuordnen sind, konventionell und damit missbrauchbar werden.

II.

Laederach bezeichnet «*Identitätsverlust und Persönlichkeitsänderung*» als das Thema seines Romans. Dieses Thema ergibt bei ihm einen ungeheuer labyrinthischen Entwicklungsroman, wobei Entwicklung Selbst-Zerstörung, Selbst-Auflösung bedeutet und nicht ein gradliniger Prozess ist, sondern so etwas wie ein permanenter Wirbel, Strudel, dessen Folgerichtigkeit und Unvermeidlichkeit aus einem Begriff wie «Todessog» ersichtlich werden mag. Die Gegenbewegungen dazu, die Versuche, Halte- und Standpunkte zu gewinnen, sich aus dem «Todessog» herauszuarbeiten (zum Beispiel indem man, grotesk-verzweifelt, Leben künstlich, als Kunst, aus der Retorte schafft), führen nur tiefer in den Sog, in welchem nicht nur das Ich um seine Schlüssigkeit gebracht wird, sondern auch Schauplätze, Landschaften, Beziehungen aufgelöst sind in Partikel. Zuletzt sind es Raum und Zeit überhaupt, die, ihrer eindeutigen Dimensionen beraubt, den Figuren und Erfahrungen nicht mehr Rahmen und Halt sein können. Sie fallen aus Raum und Zeit, damit aus der Körperlichkeit und Geschichtlichkeit. Wo sie sind, ist am Ende immer «*Niemandsland*», auch, und gerade wenn es Namen trägt (Birmingham, London) oder als Landschaft beschrieben ist (Neusiedlersee). Woyzecks Erfahrung, dass «*alles hohl*» sei, prägt Existenz durchgehend in Laederachs Buch. Es dürfte die Erfahrung des Autors sein. Er reagiert darauf wie Valerio in ‹Leonce und Lena› (dessen Sätze bei der Vorstellung der beiden Automaten Prinz und Prinzessin bezeichnender- und sinnigerweise das Motto des dritten Teiles abgeben): mit Kunst, Kunstfiguren. An ihnen ist die Hohlheit symptomatischer, exemplarischer darzustellen. Zugleich ist sie überhaupt nur so innerlich zu bewältigen. Auch eine erotische Szene ist nämlich bei Laederach «*...ein einziger Sturz*», an einer Baustelle ist «*das unausweichliche Gesamtversinken der neuen Siedlung*» zu erfahren. Auch die Kunstfiguren geraten letztlich immer wieder in den ganz realen Schmerz und in den Tod, ins Scheitern, Ertrinken und Erlöschen. «*Soviel ist übrig. Sehr wenig. Und es wird weniger, bis mein Name erlischt*», heisst es in den letzten Sätzen des zweiten Teiles. Die Satzabbrüche am Ende des vierten Teils, das Stocken und Verstummen dort zeigen eine ähnliche Tendenz auf: «*Aber der weite Platz ... gleich ist der Tag verbraucht ... und nachts ... du verdienst es nicht ... nachts bist auch du einer, der weiss, der Tag ist nur noch so viel, wie der Morgen versprochen hat.*» Unübersehbar (und unvergesslich) freilich auch, wie aus den abgebrochenen Sätzen und Satzfetzen dieser eine vollständige, komplexe Satz in seiner ganzen illusionslosen Hellsichtigkeit wächst: «*nachts bist auch du einer, der weiss, der Tag ist nur noch so viel, wie der Morgen versprochen hat.*» Bis hierher gelangt zu sein, heisst, an den Punkt kommen, wo man zwar alles mit sich geschehen, aber sich nichts gefallen lassen muss. Die Aufforderung zum nutzlosen Widerstand, der Wille, auf sich selbst gestellt wenigstens zu durchschauen, was um einen, mit einem geschieht, sprechen noch ergreifender aus den gleich anschliessenden Sätzen, den Schlusssätzen des vierten Teils. In die Ecke gedrängt, entkörperlicht, ist da immerhin einer unumgänglich genug, «*dass nichts, nicht einmal du, sich von selbst erledigt*», scheint jemand zwar

kaum noch der Rede mächtig, ins Stammeln zu geraten, hat sich dabei aber die Fähigkeit zu der grundsätzlichen Frage «*... ist es das?*» und zu dem grimmig-verzweifelten «*Es muss ...*» bewahrt.

Erst der fünfte und letzte Teil beschreibt die endgültige und unwidersprochene Reduktion und Resignation. Die Figuren wirken krank, ausgepowert, kraftlos, sie altern grausam schnell (*«... dreissig Jahre mit einem einzigen Schritt ...»*), sie sind nicht mehr fähig zu Beziehungen, die nicht wehtun – «*das Ende vom Lied zum Tod meines einzigen Menschen*» hat begonnen. Sein letztes Wort und damit das letzte des Romans ist «*Nichts*». Es ist die lakonische Antwort auf eine bestimmte Frage. Aber «*nichts*», das letzte Wort des Buches, ist auch die Zusammenfassung, Quintessenz seiner anderen Wörter, ist ein legitimiertes, vielfältig erarbeitetes, begründetes, erschlossenes Resultat. «*Nichts*» ist an dieser Stelle kein Wort, das einfach so dahin gesprochen ist, allenfalls rückgängig zu machen, mindestens zu mildern wäre. Es ist kein kokettes Wort, sondern in Tat und Wahrheit das Ende der Reise ins Innere der Trauer, ist der eigentliche Kern dieser Trauer, ihre Ursache und Wirkung, Voraussetzung und Erklärung zugleich.

III.

Sprache hat angesichts dieser existentiellen Erfahrung eine doppelte Funktion. Einenteils macht sie die Erfahrung überhaupt erst bewusst. Ohne Sprache bliebe sie angenehm diffus, und wer sich nicht wie der Schriftsteller verpflichtet fühlt, sie in Sprache umzusetzen, könnte sich ihr möglicherweise entziehen. «*Wo finde ich endlich den Stil, der mich trägt ...*», heisst es zu Beginn des dritten Teils, und: «*Ich liege mit meinem ganzen Gewicht auf dem Papier, und das Papier bricht unter mir zusammen.*» Das erste Zitat macht die manische Suche nach Stilen und Sprachen und Formen in diesem Buch verständlich – eine Suche, die nichts ergibt als den Einbruch, Zusammenbruch, den das zweite Zitat beschreibt. Die verzweifelte Erwartung, dass Schreiben den Halt bieten könnte, den Leben nicht bieten kann, ist nicht aufrechtzuerhalten. «*Später, nicht das Wort später, sondern ‹später› ...*» / «*Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich ... ich beschreibe es nicht*» – Sätze wie diese vermitteln die Erkenntnis, dass die Realität auf der einen Seite und die Namen, Begriffe, Definitionen dafür auf der andern sich nicht decken. Die ständigen verbissenen Neuansätze bei den Benennungs- und Definitionsversuchen treiben immer tiefer in die Überzeugung, dass Sprache nie etwas anderes als die Verstörtheit und Anfälligkeit der jeweiligen Realität und überhaupt die Absurdität der Schöpfung blosslegt. Das gilt besonders für diejenige Realität, die Laederach am meisten zur sprachlichen Auseinandersetzung reizt: die Realität des Ich. «*Ich werde mich erstrecken. Auf alles. Und gefrässig immer mehr an mich reissen ... Kein Nicht-Ich übriglassen*», heisst es, aber der Versuch, das Ich totalitär überwuchern zu lassen, ist nicht erfolgreicher als der andere: es in Partikel zu zerlegen, so dass es sich nicht als Masse ausbreitet, sondern atomisiert gleichsam durch die Finger rinnt. Ich ist Keener, Lulu oder Laederach. Und diese Figuren sind jede noch für sich permanent der Verwandlung unterworfen, verwandeln ihrer-

seits, reduzieren, zerstören, erschaffen wieder. «*Auf den Schreibtisch gefesselt, meiner eigenen Person beraubt, hörte ich, Keener, mich Sigmund spielen; ich spielte sie alle, der Reihe nach; sie waren nicht zu spielen, ich kam nicht an sie heran; spielte ich sie, und sagte ich mir laut genug ihren Namen vor, so entfernte ich mich das Bisschen von mir selbst, das sie, weil sie sich selbst waren, nicht geschafft hatten.*» Der schwierige Gedankengang (er ist bezeichnend dafür, wie anspruchsvoll in Laederachs Buch die Ich-Problematik diskutiert ist) handelt vom Schreiben: das am Anfang gottvaterhafte Schöpfung sein sollte (im dritten Text des ersten Teiles, wo Laederach und Keener «*das Organische schlechthin*» schaffen wollen), die allerdings schon damals ein «*vor äusserster Hoffnungslosigkeit unbewegliches Wesen*» ergab, und das sich am Ende nun als Versuch eines armseligen Rollenspiels erweist – ein Versuch, der misslingt und erst noch das Ich um sich selbst gebracht hat. «*Ich machte nicht mehr viele Worte; noch fielen einige; nicht dass sie lange zwischen uns blieben; sie würden verstummen; keiner würde ihr Verstummen bemerken; sie würden nicht verschwinden, nur leiser werden; es gab noch viele leise Wörter; als ob es je die lauten gegeben hätte; mir entfällt, wovon sie handelten; vielleicht hatte ich am Anfang mehr davon gewusst; am Anfang waren es laute Worte; und wenn auch, sie waren leiser als ich dachte; ... leiser als ich dachte, vorausgesetzt, ich dachte ...*» In diesen Sätzen, die unmerklich ins Rotieren geraten, ist die Rede davon (und Gegenrede nicht mehr denkbar), wohin sich das Ich und die Worte, die es macht, entwickeln: zum «*Nichts*» eben, mit dem drei Seiten später das Buch endet.

Mit dem Ich ist nicht nur das beschriebene, sondern auch das beschreibende gemeint. Laederach könne logischerweise nach diesem kein Buch mehr schreiben, stellte ein Kritiker zu Recht fest. Und er findet es paradox, aber gerade deshalb richtig, dass er bereits an seinem nächsten schreibt. Es ist in der Tat richtig, von der zweiten Funktion her, die Sprache in diesem Buch hat. Denn wohl schärft sie einenteils das Bewusstsein für die Absurdität der Realität im allgemeinen und die der Realität des Ich im besonderen. Andernteils aber ist Sprache das einzige, was unentwegt gegen dieses Bewusstsein gesetzt ist. Als Versuch, als Scheitern – aber eben doch entgegengesetzt. Das ganze Arsenal von Sprachen und Formen, das so leicht den Anschein erweckt, Ausdruck pikaresker Fabulierlust zu sein, hat einen ungleich ernsteren Hintergrund: Sprachen und Formen sind trotzige, in der Empörung geschaffene Erfindungen gegen die immer gefährlich nahe Sprachlosigkeit. (In ganz kleinen, stillen Sätzen bricht sie hervor, wie: «*Der Schmerz nimmt zu.*» Oder dann eben, nachhaltig und unausweichlich, am Ende des letzten Teiles.) Sprache ist in Laederachs Roman aufgeboten gegen die Traurigkeit, Trostlosigkeit der Schöpfung, ist der Versuch, die ‹Kunst› (Künstlichkeit) einzusetzen gegen das Verhängnis Natur. Obwohl man oft genug über Laederachs sprachliche Einfälle lachen wird, ist Sprache in seinem Buch im Grunde nichts Vergnügliches. Sie ist dafür viel zu angestrengt (das Wort ist lobend gemeint und hat mit Anstrengung zu tun), sie wuchert nicht wild, sondern ist aufgezogen, «kultiviert» (nicht im ästhetischen Sinn des Wortes). Sprache ist nicht nur das, was den «Todessog» in der Existenz erst zur Kenntnis bringt,

sie ist gleichzeitig das, was den Ort zu eruieren sucht, von wo aus dem Sog zu entkommen wäre. Ein erfolgloses Unterfangen, wie gesagt – aber es erklärt, warum Laederach weitere Bücher schreiben wird.

IV.

Und jedes könnte beginnen mit demselben Satz wie «*Im Verlauf einer langen Erinnerung*»: «*Mein Stachel ist, dass ich heissen muss.*» Der Satz erfasst die Leiden und Komplikationen, welche die Konfrontation von Sprache und Ich mit sich bringt. Aber er deutet auch an, was für Kräfte die Konfrontation freilegen könnte; denn «Stachel» – das beinhaltet ja nicht bloss Leiden, Folter, sondern mindestens im selben Ausmass Antrieb, Motivation. Gerade diese Tatsache der Doppelfunktion des Stachels wird der Autor dem Leser nicht klar machen können, ohne larmoyant zu werden. Er muss ihn, in einem Punkt, wo der Leser auf den Nerv der Problematig des Schreibens stossen würde, auf sich selber gestellt sein lassen, in einer Verlassenheit, die erst Voraussetzungen schafft, die denen des Autors gleichen. Dass Laederach den Stachel, heissen zu müssen, so bald loswird, ist nicht zu vermuten. Die Schwierigkeiten seiner Bücher werden deshalb nicht abnehmen und des Autors Möglichkeiten, sie dem Leser aus dem Weg zu räumen, nicht zunehmen.

Soll der Kritiker es versuchen? Die Rolle, auf die er sich dabei einlässt, ist keine gloriose; denn er mutet dem Leser unsinnigerweise weniger zu als der Autor. Und warum eigentlich sollte irgendein Leser nicht ebenso wie der Kritiker darauf stossen, dass es in Laederachs Buch viele ganz leicht nachvollziehbare Situationen gibt (*«wieder schlief sie Kopf auf Köfferchen auf Sitzbank und hatte alle Armlehnen eingeklappt»*), von deren kompakter Realität aus es sich einfacher abspringt in die atomisierte, bodenlose? Es empfiehlt sich überhaupt, jeweils das Vertraute genau zur Kenntnis zu nehmen (eine Landschaft zum Beispiel) und erst danach, wie rasch es unvertraut wird, die Landschaft sich verdüstert, auflöst, wie der eine gestaltete Augenblick bei Laederach unvermittelt in einen ganz anderen übergehen kann. Nur so wird das Vertraute, Kompakte daran gehindert, eine falsche Sicherheit auszustrahlen. Deshalb auch und besonders verwirrend die ständige Verwandlung der Figuren, ihre Entkörperlichung auch, die notwendig ist, weil anders eine nicht existierende Unangreifbarkeit vorgespiegelt würde. Es lässt sich sagen: Laederach-Leser rechnen rund um die Uhr mit Gregor Samsas Schicksal. Das veranlasst zu erhöhter Wachsamkeit – wenn auch gegen das Unvermeidliche –, und es legt möglicherweise Widerstandskräfte frei. So lässt sich Laederachs Buch überhaupt lesen: in einer Gegenbewegung nämlich, durch die permanente Destruktion aufgestachelt zur Konstruktion; dabei müsste freilich diese so radikal sein wie jene, Flickwerk kommt nicht in Frage, dem ‹Nichts› von Laederach ist nicht ‹etwas›, sondern das weit schwierigere ‹Alles› entgegenzusetzen. Ob Laederachs Roman so (oder anders) richtig gelesen ist, wird *einer* nicht beurteilen wollen: der Autor. Und in seinem Werk hat er sich zu vielfältig aufgefächert und entzogen, als dass seine allfälligen Erwartungen dort herauszulesen wären. Mit um so grösseren Vorbehalten sind

deshalb an dieser Stelle Vorschläge gemacht worden, sich dem Buch anzunähern, mit entsprechender Skepsis sollen sie aufgenommen werden. Von Nutzen wären sie dann, wenn sie eine frühzeitige Kapitulation gegenüber diesem Werk verhindern würden. Wohl gehört es zweifellos zu den anspruchvollsten der Literatur dieser Jahre. Wer sich aber intensiv genug damit befasst, wird keinen Augenblick im unklaren darüber sein, dass es, schwierig, kompromisslos, ungewöhnlich wie es ist, seinen Platz in der Literatur der Gegenwart und vielleicht nicht nur der Gegenwart verdient.

Heinz F. Schafroth

[1] Suhrkamp-Verlag, Frankfurt a. M. 1977.

FORMEN UND FOLGEN EINER FREMDHERRSCHAFT

Europäische Kolonialherrschaft 1880–1940

Die Periode des ‹klassischen› europäischen Kolonialismus kann als kurzfristige Episode im Kontinuum der Geschichte der Völker betrachtet werden; es kann jedoch nicht übersehen werden, dass die europäische Kolonialherrschaft in den betroffenen Gebieten Veränderungen gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Art hervorgerufen hat, die ebenso tief wie umstritten sind.

Obwohl auf die Bedeutung dieser Periode und ihre Auswirkungen auf die heutige Welt-Situation immer wieder hingewiesen worden ist, fehlte es bis jetzt im deutsch-sprachigen Raum an einem umfassenderen Übersichtswerk gerade dieses Zeitraums. Mit dem Ziel, einem «allgemein interessierten Publikum» eine «leicht lesbare Darstellung des europäischen Kolonialismus» zu bieten, versucht *Rudolf von Albertini* – in Zusammenarbeit mit *Albert Wirz* – mit einer Fülle von Tatsachenmaterial die Art und Weise der europäischen Expansion, die Methoden der effektiven Machtausübung und die Reaktion der betroffenen Völker darzustellen und zu analysieren[1].

Albertini geht davon aus, dass Kolonialismus in Anlehnung an Emerson «the establishment and maintenance, for an extended time, of rule over an alien people that is separate from and subordinate to the ruling power» bedeute. Der Autor betont, primär nicht werten zu wollen, sondern Fakten über die wichtigsten Bereiche der Kolonialherrschaft zu vermitteln und dann in «problematisierender Reflexion» diese Fakten zu interpretieren. Das heisst aber keineswegs, dass er sich den verschiedenen Theorien und Ansätzen nicht stellt. Neben einer kurzen Darstellung der wichtigsten Forschungstendenzen wird der sogenannten ‹Dependenz›-Theorie breiterer Raum gewährt. Gemäss dieser Theorie führte die europäische Kolonialherrschaft zu einer ‹Entwicklung der Unterentwicklung›, das heisst zu einer zunehmenden Verarmung wirtschaftlich abhängiger Gebiete. Hat Kolonialherrschaft tatsächlich zu einer ‹Entwicklung der Unterentwicklung› geführt? Albertini lehnt diese These als zu pauschal formuliert ab; er versucht, positive Aspekte der Kolonialherrschaft im Modernisierungsprozess aufzuzeigen, kommt aber

trotzdem im Verlauf der Arbeit öfters zum Schluss, dass die Entwicklung während bestimmter Phasen in verschiedenen Gebieten zu einer relativen Verarmung grosser Teile der betroffenen Bevölkerung geführt hat. Andererseits ist der Autor der Ansicht, dass sich die sozio-ökonomischen Probleme der Dritten Welt nicht nur auf die europäische Herrschaft zurückführen lassen; Elemente der einheimischen Gesellschaftsstrukturen und Abhängigkeitsverhältnisse anderer Art hätten diese Probleme mitbedingt und mitbestimmt.

Albertini beginnt seine Untersuchungen im asiatischen Raum, wo er auf Indien, «gewissermassen Ausgangspunkt und Mittelpunkt der europäischen Kolonialwelt», den Schwerpunkt setzt. In kürzeren Kapiteln behandelt er darauf Burma, Ceylon, Malaya, Holländisch-Indien und das französische Engagement in Vietnam. Das britische Protektorat über Ägypten bildet gewissermassen den Übergang zur Behandlung der europäischen Kolonialpolitik in Afrika. Nach eingehender Betrachtung und Analyse der kolonialen Situation im Maghrebgebiet (Algerien, Tunesien und Marokko) wendet sich der Verfasser im ausführlichsten Teil seiner Arbeit der Situation im kolonialen Afrika südlich der Sahara zu: ‹Britisch-Westafrika› (Nigeria und Goldküste), ‹Französisch-West- und Äquatorialafrika› (vom Senegal zum Kongo), ‹Der Belgische Kongo› und ‹Britische Siedler in Zentral- und Ostafrika› (Kenya, Uganda, Tanganyika, Rhodesien und Nordrhodesien). Die Kapitel über die deutschen und portugiesischen Kolonien in Afrika hat Albert Wirz verfasst. Nebenbei sei erwähnt, dass einige bedeutendere Bereiche der europäischen Kolonialherrschaft (mangels geeigneter Mitarbeiter?) unberücksichtigt blieben, etwa die Mandate im arabischen Raum, der Sudan, die italienischen Kolonien oder die Antilleninseln. In einem abschliessenden Kapitel über Aspekte des Kolonialismus fasst Albertini die Ergebnisse seiner Arbeit zusammen und konfrontiert sie mit vorherrschenden Theorien und Lehrmeinungen, die dabei auf ihre Stichhaltigkeit überprüft werden. Die verschiedenen Kapitel sind ähnlich gegliedert: den einleitenden Bemerkungen über die Implantation der europäischen Herrschaft folgen Angaben über den Verwaltungsaufbau, die wirtschaftliche Entwicklung und die einsetzende (politische) Emanzipationsbewegung.

Der Autor setzt sich zum Ziel, die ‹situation coloniale› in einer am «Faktischen orientierten Betrachtung» zu beschreiben und zu interpretieren. Der Begriff der ‹situation coloniale› wurde von Georges Balandier geprägt und kennzeichnet die spezifische Lage, die durch die Herrschaft einer fremden Minderheit und die darauf erfolgende Reaktion einer unterworfenen Mehrheit entsteht (Anpassung und/oder Widerstand in je verschiedenen Formen und Lebensbereichen).

Konkret versucht der Verfasser die Motive der in der Zeit Handelnden zu hinterfragen. Dabei wird unterschieden zwischen Intention der Regierungen in den Metropolen (Mutterländer) und dem faktischen Vorgehen der Leute in der Peripherie (Kolonialgebiete). Es zeigt sich, dass die Interessengegensätze oft äusserst gross sind und die Entscheidungen an Ort (‹local factor›) eine oft kaum genug hervorzuhebende Bedeutung haben, sowohl bei der Implantation der Herrschaft wie bei deren Aufrechterhaltung. Widerstand gibt es,

‹primären› und ‹postprimären›, sehr oft in bedeutenderem Ausmass, als es die koloniale Geschichtsschreibung wahrhaben wollte; dennoch spielt die Kollaboration traditioneller Herrscher oder ethnischer Gruppen, die unter sich in Konflikt sind, eine bedeutende Rolle. Albertini beschäftigt sich eingehend mit den Rückwirkungen der Kollaboration traditioneller Autoritäten auf den Prozess der Desintegration der einheimischen Gesellschaften. Als Befehlsempfänger werden die traditionellen Autoritäten vielerorts zu Exponenten der Kolonialmacht und geraten dann auch ins Kreuzfeuer der sich emanzipierenden neuen Elite. ‹Direct Rule› oder ‹Indirect Rule› werden anhand der effektiven Machtausübung und Entscheidungsfreiheit traditioneller Herrscher in den verschiedenen Kolonialgebieten vorgestellt und analysiert. Theoretisch betonte Unterschiede erweisen sich bei differenzierender Analyse oft als Konstrukte oder inadäquate Wunschvorstellungen.

Die Möglichkeiten, in der kolonialen Administration zu einem bedeutenderen Beamtenposten aufzusteigen, sind für Einheimische der Kolonialgebiete sehr begrenzt. Die Schlüsselpositionen haben Europäer inne; in gewissen Gebieten werden (normalerweise untere) Beamtenposten an Einheimische vergeben. Der Verfasser hebt hervor, wie je nach Herrschaftsvorstellung und politischer Situation ihre Anzahl vermindert oder vermehrt, die Entscheidungsbefugnisse eingeschränkt oder ausgeweitet werden. Während in verschiedenen Gebieten die Tendenz besteht, immer mehr Einheimische für verantwortungsvollere Posten einzusetzen, kann in andern Gebieten, beispielsweise in Britisch-Westafrika, gegen Ende des 19. Jahrhunderts von einer gezielten Elimination der Afrikaner aus bedeutenderen Posten gesprochen werden. Obwohl einheimische Beamte der Kolonialadministration bei der späteren politischen Emanzipationsbewegung eine gewichtige Position einnehmen, haftet an ihnen in den Augen der radikaleren Gruppen der Makel der Kollaboration.

Zurecht nehmen in Albertinis Buch bei der Darstellung der ‹situation coloniale› die wirtschaftlichen Verhältnisse eine dominierende Stellung ein. Für den Verfasser steht dabei – seiner Intention gemäss – nicht die Frage im Vordergrund, ob die wirtschaftliche Entwicklung in den Metropolländern eine ‹imperialistische Expansionspolitik› notwendig impliziert und zur Eroberung von gesicherten Märkten und Einflusssphären führt, sondern auf welche Weise sich die wirtschaftliche Expansion in den betroffenen Gebieten auswirkt.

Die traditionelle Wirtschaft (Subsistenzsektor, Artisanat, Handel und Kleinindustrie) bleibt selten von den neuen, externen wirtschaftlichen Einflüssen unberührt. Der Verfasser macht deutlich, wie sehr sich beispielsweise in der Landwirtschaft der Anbau von Cash-Crops (für den Weltmarkt bestimmte Exportprodukte) auf die Bodeneigentumsverhältnisse auswirkt, wie sich zusehends in verschiedenen Gebieten ein Individualisierungsprozess durchsetzt, wie sich bedeutende Migrationsbewegungen einstellen und neue Abhängigkeitsverhältnisse struktureller und personeller Art entstehen. Eingeführte Konsumgüter werden aus den Erlösen der Cash-Crop-Produktion gekauft und führen vielerorts – aber nicht notwendigerweise – zu einer Reduktion des Nahrungsmittelanbaus, andererseits bringen billige importierte Massenpro-

duktionsgüter das einheimische Artisanat und die Kleinindustrie in Schwierigkeiten. Wenn europäische Siedler ins Kolonialgebiet kommen, ergeben sich meist dazu noch Konfliktsituationen neuer Art, vor allem wegen der Frage der Landnahme, die oft einer Expropriation gleichkommt, oder auch wegen der Zwangsrekrutierung von Arbeitskräften für den Plantagenanbau, die in vielen Fällen an sklavenähnliche Zustände erinnert. Albertini beschreibt und analysiert die Umwälzung der Verhältnisse auf dem Agrarsektor mit Grund recht ausführlich, da der grösste Teil der kolonialen Bevölkerung auf diesem Sektor tätig ist. Nur nebenbei sei erwähnt, dass der Verfasser die mangelnde Produktivität auf dem Nahrungsmittelsektor als eigentliches Hauptproblem für die damalige wie heutige Situation in diesen Gebieten sieht.

Was die Handelsbeziehungen betrifft, versucht der Autor für die verschiedenen Gebiete vor allem aufzuzeigen, wie der Handel strukturiert ist, wie und in welchem Ausmass Handelsfirmen für die formale Schaffung von Kolonien wirken und inwiefern sie von der neu geschaffenen Situation profitieren. Entscheidend für die Einschätzung der ‹situation coloniale› in diesem Bereich ist auch die Frage, ob die einheimischen Händler (‹Zwischenhändler›) durch die Geschäftspolitik der europäischen Firmen verdrängt werden und in welchem Ausmass die Kolonialherrschaft solche Entwicklungen begünstigt. Der Verfasser kommt bei den verschiedenen Gebieten zu unterschiedlichen Ergebnissen.

Die Industrialisierung erreicht, und dies sei vorweggenommen, in keinem Kolonialgebiet ein bedeutenderes Ausmass. Die bedeutendsten Ansatzpunkte zeichnen sich in den Jahren der Weltwirtschaftskrise ab. Warum? Albertini sieht die Gründe dafür vor allem in internationalen Handelsrestriktionen und der teilweise modifizierten Zollpolitik, wodurch eine Industrialisierung in gewissem Ausmass begünstigt oder zu einer Industrialisierung ‹gezwungen› wird. In diesem Zusammenhang vergleicht der Autor die Kolonialgebiete mit Japan und versucht anhand der verschiedenen Bedingungen eine Antwort darauf zu geben, warum sich in keinem der Kolonialgebiete eine ähnliche Entwicklung wie in Japan anbahnt. Zentral erscheint hier – neben anderen Faktoren – die Rolle des Staates, der keine Unterstützung für ‹industrielle Spätstarter›, wie sie die kolonialen Gebiete darstellen, leisten soll und darf, sondern vor allem Ruhe und Ordnung für die europäischen Wirtschaftsinteressen aufrechtzuerhalten hat und die Kolonien zum Ergänzungsraum für die metropolitane Industrie, nicht aber zu ihrer Konkurrenz entwickeln soll.

Albertini geht bei der Analyse nicht von einem klar ausformulierten wirtschaftstheoretischen Ansatz aus. Dafür verwendet er verschiedene Begriffe als ‹heuristische Hilfe›, wie etwa den Begriff der ‹Dual Economy› (das Nebeneinander eines Subsistenzsektors und eines modernen, kapitalintensiven und marktorientierten Sektors), ‹Enklaven Sektoren› (etwa Plantagen und Bergwerke mit ihren geringen Komplementäreffekten auf die Gesamtwirtschaft der Kolonie) oder ‹lopsided economic growth› (einseitige Wirtschaftsentwicklung). Der Verfasser will mit diesem Buch die Kolonialismus- und Imperialismusdebatte nicht um eine Theorie be-

reichern, sondern die vielfältigen Aspekte kolonialer Herrschaft auf dem Hintergrund der neuesten Forschungsergebnisse darlegen.

Der formale Aufbau des Buches vermag nicht ganz zu befriedigen. Die Gliederung der regional konzipierten Kapitel in Implantation, Administration, wirtschaftliche Entwicklung und Emanzipation stellen gewiss eine Orientierungshilfe bei Vergleichen zwischen den Regionen dar. Eine eingehendere Gliederung wäre sicher für den mit der Problematik nicht so vertrauten Leser von Vorteil gewesen, zumal die genannte Gliederung nicht immer streng durchgehalten wird.

Der an der Problematik kolonialer Abhängigkeit und den Problemen der Dritten Welt interessierte Leser soll sich von der Dicke des Buches (über 500 Seiten) nicht abschrecken lassen. Wohl gibt es eine kaum übersehbare Literatur über die heutigen Probleme der Entwicklungsländer; die wirtschaftsgeschichtlichen Bedingungen werden aber meist nur gestreift. Das vorliegende Buch bietet eine willkommene Ergänzung.

Franz Ehrler

[1]Rudolf von Albertini, Europäische Kolonialherrschaft 1880–1940, Atlantis-Verlag, Zürich und Freiburg i. Br. 1976.

HINWEISE

DDR-Blicke nach Westen

«Politik in Westeuropa – Integrationsprozesse vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis zur Gegenwart» beruht nach Ansicht der Autoren Dankert, Ersil und Werner vom Institut für Internationale Beziehungen der DDR auf folgender Grundlage: «Das Streben nach einer grösseren und mehr oder weniger einheitlichen Integrationsgruppierung in Westeuropa verstärkte sich nicht zuletzt deshalb, weil sich das Kräfteverhältnis in Europa weiter zugunsten des Sozialismus verändert hatte. Einflussreiche Kreise des westeuropäischen Monopolkapitals suchten der strategischen Offensive der sozialistischen Staatengemeinschaft zu begegnen. ... Sie drängten auf eine weitere staatsmonopolistische Formierung, um ihre Klasseninteressen im Kampf gegen den Sozialismus in Europa zu wahren.» Innerhalb der so begründeten EWG strebt die westdeutsche, französische und britische Monopolbourgeoisie je für sich die Hegemonie an. Dieser Bezugsrahmen ist zwar ständig präsent, aber nicht sehr aufdringlich, so dass das Buch – das sich vorwiegend mit der EWG befasst – recht sachlich wirkt. Polemischer wird die NATO behandelt, vor allem in einer weiteren DDR-Publikation: «NATO, Strategie und Streitkräfte. Die Rolle des Nordatlantikpakts in der aggressiven Politik des Imperialismus 1949–1975» von einem Autorenkollektiv der Militärgeschichtlichen Institute Polens und der DDR. Das Buch wird präsentiert als «objektive, parteiliche Analyse» – objektiv ist es in der minuziösen Nachzeichnung der Entwicklung westlicher Streitkräfte, parteilich im «Nachweis» der aggressiven Absichten der NATO. Vor allem aus den Jahren, wo viel von deutscher Wiedervereinigung und von

«roll back» des Kommunismus gesprochen wurde, lassen sich mit Leichtigkeit «aggressive» Zitate aus dem Westen beibringen – die gleichzeitigen Beteuerungen, man wolle nur mit friedlichen Mitteln vorgehen, werden unterschlagen oder als heuchlerisch abgetan. Das Mittel der freien Zirkulation der Ideen – im Zeichen der KSZE besonders aktuell – ist ohnehin nicht friedlich, sondern subversiv. Mit ihren – als Manöver getarnten – Angriffsvorbereitungen erlitt die NATO aber arge Schlappen: «Den ‹Fall DDR› wehrten die Staaten des Warschauer Vertrages durch vorbeugende militärische Massnahmen ab. Am 13. August 1961 führte die Regierung der DDR ... an der Grenze zu Westberlin eine Ordnung ein, durch die die Wühltätigkeit gegen die Länder des sozialistischen Lagers weitgehend unterbunden . . . wurde.» Desgleichen 1968: «Der abenteuerliche NATO-Operationsplan gegen die CSSR scheiterte mit der erfolgreichen Durchführung der Hilfsaktion der Staaten des Warschauer Vertrags.» Diese Staaten vollbrachten insgesamt «eine historische Leistung: Sie sicherten seit Ende des Zweiten Weltkrieges dem europäischen Kontinent den Frieden und verhinderten die Entfesselung eines dritten Weltkriegs. Dies ist um so bedeutungsvoller, als hiermit auch günstigere äussere Bedingungen für die Entfaltung des revolutionären Weltprozesses, für die stürmische Entwicklung der sozialistischen Staatengemeinschaft, für die nationale Befreiungsbewegung und für die revolutionäre Arbeiterbewegung geschaffen worden sind.» Womit defensive Motive – wie sie der EWG zugebilligt werden – eigentlich auch für die NATO gegeben sein sollten. (VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1976 – Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1976.)

D. G.

Wegweiser für Kapitalanleger

Unter dem Titel «Das Geheimnis der Börse: Die Anlagestrategie» hat der ehemalige Bankier und Anlageberater *Rudolph J. Kaderli* ein 500seitiges Werk veröffentlicht (Ott-Verlag, Thun), das in umfassender Weise über die Probleme der Vermögensanlage Auskunft gibt. Es ist in flüssigem Parlando geschrieben, beruht aber auf jahrzehntelangen Erfahrungen und tiefgründigen Kenntnissen der Menschen und der Institutionen. 450 Seiten sind der Anlage in Wertschriften, in erster Linie den Aktien, gewidmet, der Rest den Rohstoffen, dem Gold, den nichtbörsengängigen Werten und Anlagezertifikaten. Kaderli ist Börsianer; was keinen regelmässigen und börsenmässigen Markt hat, sei nicht für die Kapitalanlage geeignet. In seinen Ansichten nimmt er kein Blatt vor den Mund: mit erfrischender Kaltschnäuzigkeit zerpflückt er Mythen, abergläubische Faustregeln, interessenbestimmte Empfehlungen zum Beispiel von Banken und andere Hindernisse einer erfolgreichen Vermögensanlage. Abgesehen von rein informativen Kapiteln, zum Beispiel über die Effektenbörsen und über die rechtlichen und wirtschaftlichen Besonderheiten der verschiedenen Wertpapiere, erreicht das Buch in der *Kritik gängiger Fehlhaltungen* seine Höhepunkte. Die sogenannte Charting-Methode, die aus dem graphisch aufgezeichneten Kursverlauf von Aktien Schlüsse auf die Zukunft ableiten will, verwirft er zu Recht als

Hokuspokus; Pflichtlektüre für Bankdirektoren! Die Fundamentalanalyse, die eine Unternehmung durchleuchtet und daraus Folgerungen in bezug auf den Kurs ihrer Aktien ziehen will, lässt er nur in Verbindung mit einer Betrachtung der allgemeinen Wirtschaftslage gelten. Die «random walk» genannte, mittels wissenschaftlicher Untersuchungen erhärtete Hypothese, wonach die Börsenkurse Zufallsschwankungen darstellen, zwischen denen keine Gesetzmässigkeiten bestehen, nimmt der Verfasser zwar zur Kenntnis; doch glaubt er, dass dem geschickten Börsianer trotzdem Gewinnmöglichkeiten offenstehen, wenn er es nur geschickt anstellt: «Die Menge als solche kann nie erfolgreich sein, wohl aber der kluge Einzelinvestor» (S. 389).

Und damit kommt Kaderli zu seiner eigenen Anlagestrategie, dem *richtigen Timing*. Entscheidend ist die Geldpolitik der Notenbank, zumal in New York: restriktive Politik – hohe kurzfristige und allenfalls auch langfristige Zinssätze – gedrückte Aktienkurse; grosszügige Politik – Zinszerfall – Anstieg der Kurse. «Aktienkurse und Geldversorgung stehen in direktem Zusammenhang» (S. 402). Da sich in einer Hausse oder Baisse die meisten erstklassigen Aktien – mit andern sollte man sich gemäss Kaderli nicht abgeben – miteinander bewegen, genügt es meist, ein einziges Papier auszuwählen und sich hierauf zu konzentrieren; Diversifikation ist ein Schwächezeichen und zersplittert nur die Mittel. Das Kriterium der Geldpolitik muss ferner durch weitere, weniger wichtige Erwägungen ergänzt werden.

Hier stossen wir wohl an die Grenzen jeder Anlageberatung. Es zeigt sich, dass sich auf längere Sicht (das heisst unter Ausschaltung von Zufallsgewinnen) nur überlegenes Wissen und Können an der Börse auszahlt, seien es die verpönten, aber sehr lukrativen Operationen Eingeweihter, seien es überdurchschnittliche Markt-, Branchen- und Wirtschaftskenntnisse. Diese zweite Möglichkeit hat der altgediente Börsianer Kaderli im Auge. Ob sie allerdings dem Feld-, Wald- und Wiesen-Investor, der sich nicht hauptberuflich mit Anlagefragen befassen kann, zu Gebote steht, darf bezweifelt werden. Es wird ihm wohl kaum gelingen, auf längere Sicht den Zinseszins auf Sparheften zu übertreffen, was allein seine mühvolle Arbeit rechtfertigen könnte.

Einige Kostproben epigrammatischer Art:

— «Unternehmertypen investieren in die Zukunft, Treuhänder in die Vergangenheit.» (S. 108)
— «Ganz entschieden sollte man sich gegen die Tendenz wenden, ehemalige Bundesräte (...) in die Verwaltungsräte zu berufen. Nicht wegen der Fähigkeit, sondern aus Prinzip.» (S. 128)
— «Dem kritischen Anleger ist eine Daueranlage eine Ungeheuerlichkeit.» (S. 145)
— «Die Aktionäre, Schafen vergleichbar, sind heute die ‹schweigende Mehrheit›. (...) Leider ist immer wieder festzustellen, dass Publikumsaktionäre keine Unterstützung durch die Finanzpresse finden. Entweder wird das Votum überhaupt nicht erwähnt oder er wird als Kleinaktionär apostrophiert und lächerlich gemacht.» (S. 297)
— «Viele Wuchstitel erwiesen sich als Schwundtitel, einige sogar als Schundtitel.» (S. 316)
— «Gold ist immer das Symbol des staatlichen und persönlichen Nichtstuns.» (S. 479)

F. R.